

KRISTIN
HARMEL

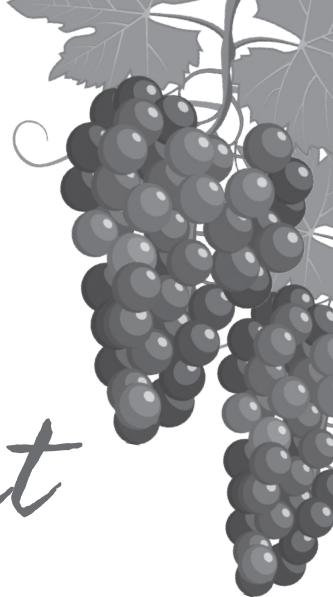
*Das
letzte Licht
des
Tages*

Roman

Die dramatische Résistance-Geschichte
einer französischen Familie bei
Ausbruch des 2. Weltkriegs

Aus dem amerikanischen Englisch
von Veronika Dünninger

KNAUR*



Die amerikanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
»The Winemaker's Wife« bei Gallery Books, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die
Verlagsgruppe Droemer Knaur zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit
unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu
unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen
wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein,
die den Erwerb von Klimazertifikaten zur
Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.
Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Deutsche Erstausgabe November 2020
Knaur HC
© 2019 by Kristin Harmel Lietz
© 2020 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Catherine Beck
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Collage unter Verwendung
verschiedener Motive von shutterstock.com
Illustration im Innenteil: DRogatnev/Shutterstock.com
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-22712-1

*Für Jason und Noah.
Ihr lehrt mich immer wieder, was Liebe wirklich ist.*

Es ist nicht hinnehmbar, es ist nicht möglich, dass aus so viel Tod, so viel Opfer und Ruin, so viel Heldenmut keine größere und bessere Menschheit entstehen sollte.

– General Charles de Gaulle, Anführer des französischen Widerstands, über die Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs

1
MAI 1940

INÈS



Die Straße schlängelte sich über die üppigen Weinberge der Champagne, während Inès Chauveau in Richtung Südwesten aus Reims herausschoss. Staubwolken ballten sich hinter ihrem glänzenden schwarzen Citroën, der Wind peitschte durch ihr kastanienbraunes Haar. Es war Mai, und die Weinreben erwachten bereits zum Leben, ihre Knospen waren wie winzige Fäuste der Sonne entgegengereckt. In wenigen Wochen würden sie blühen, und bis zum September würden ihre Trauben – hellgrüner Chardonnay, tiefschwarzer Pinot Meunier, blaubeerfarbener Pinot noir – prall und reif für die Ernte sein.

Aber würde Inès dann immer noch hier sein? Würde irgendeiner von ihnen es noch sein? Ein Schauer durchlief sie, während sie abbremste, um eine Kurve zu nehmen, und als sie in die Straße einbog, die nach Hause führte, heulte der Motor protestierend auf. Michel würde ihr sagen, dass sie zu schnell, zu tollkühn fuhr. Aber er war eben bei allem vorsichtig.

Im Juni würde es ein Jahr her sein, dass sie geheiratet hatten, und sie konnte sich an keinen Tag erinnern, an dem er sie seitdem nicht für irgendetwas sanft getadelt hatte. *Ich passe eben auf dich auf, Inès*, sagte er immer. *Das soll ein Ehemann tun.* In letzter Zeit ging es bei fast all seinen Warnungen um die Deutschen, die gleich auf der anderen Seite der undurchdringlichen Maginot-Linie lauerten. Es war die befestigte Grenze, die Frankreich vor dem Chaos schützte, das den Rest Europas heimsuchte. *Diejenigen von uns, die im Ersten Weltkrieg hier waren, wissen, dass wir sie ernst nehmen müssen*, erklärte er mindestens einmal täglich, als wäre er selbst nicht erst vier Jahre alt gewesen, als die letzte Schlacht ausgetragen wurde.

Natürlich war Inès, sechs Jahre jünger als Michel, noch gar nicht geboren gewesen, als sich die Deutschen im Jahr 1918 endlich aus dem Marnegebiet zurückzogen, nachdem sie das Stadtzentrum von Reims nahezu dem Erdboden gleichgemacht hatten. Aber sie hatte von ihrem Vater genügend Geschichten über den Krieg gehört – im Allgemeinen, während er betrunken von Branntwein war und mit der Faust auf den Tisch schlug –, um zu wissen, dass sie wachsam sein musste.

Man darf den Deutschen niemals trauen! Jetzt konnte sie die tiefe, raue Stimme ihres Vaters hören, obwohl er seit Jahren tot war. *Sie geben sich vielleicht als Frankreichs Freunde aus, aber nur Dummköpfe würden dergleichen glauben.*

Nun ja, Inès war kein Dummkopf. Und diesmal, ausnahmsweise, würde sie die Neuigkeit überbringen, die alles veränderte. Sie verspürte ein leises Triumphgefühl, aber während sie in das Dorf Ville-Dommange raste, schien die stille, düstere, siebenhundert Jahre alte Kapelle Saint-Lié, die sich über dem kleinen Ort erhob, sie für ihre kleingeistige Haltung zu verspotten. Hier ging es nicht darum, wer recht oder unrecht hatte. Hier ging es um den Krieg. Um Tod. Das Blut junger Männer trankte bereits den Boden in den Wäldern im Nordosten. All die Dinge, die ihr Ehemann prophezeit hatte.

Sie fuhr durch das Gatter, bremste scharf vor dem prächtigen zweistöckigen Château, sprang aus dem Wagen und rannte auf die Tür zu, die in das riesige Geflecht unterirdischer Keller hinunterführte.

»Michel!«, rief sie und stürmte, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die steinerne Treppe hinunter. Die kühle, feuchte Luft schlug ihr ins Gesicht wie ein nasses Handtuch. »Michel!«

Ihre Stimme hallte durch das verworrene Labyrinth aus Gängen, die der exzentrische Urgroßvater ihres Ehemanns ein Dreivierteljahrhundert zuvor aus der Erde gehauen hatte. Tausende Flaschen Champagner ruhten dort auf der Seite, ein kleines, perlendes Vermögen, das auf seinen nächsten Akt wartete.

»Inès?« Michels besorgte Stimme ertönte irgendwo tief aus

den Kellern, und dann konnte sie Schritte hören, die sich näherten, bis er vor ihr um die Ecke bog, dicht gefolgt von Théo Laurent, dem *chef de cave*, dem Kellermeister von Maison Chauveau. »Meine Liebe, was ist?«, fragte Michel. Er eilte auf sie zu, legte ihr die Hände auf die Schultern und musterte ihr Gesicht. »Geht es dir gut, Inès?«

»Nein.« Erst in diesem Augenblick wurde ihr bewusst, wie atemlos sie von der Neuigkeit, der Fahrt und dem raschen Abstieg in die Kälte der Keller war. »Nein, Michel, es geht mir ganz und gar nicht gut.«

»Was ist passiert?«, fragte er, während Théo sie schweigend betrachtete, die Miene so unergründlich wie immer.

»Sie hat begonnen«, stieß Inès hervor. »Die Invasion, Michel. Die Deutschen kommen!«

Schweres Schweigen lag in der feuchten Luft. Wie lange würde es dauern, bis die Stille der Keller vom Stampfen im Stechschritt marschierender Stiefel über ihnen durchbrochen wurde? Bis alles, was sie aufgebaut hatten, bedroht, vielleicht sogar zerstört wurde?

»Na dann«, sagte Michel schließlich. »Ich nehme an, es ist Zeit, auch den restlichen Champagner zu verstecken.«



Liv Kents linke Hand war nackt. Oder zumindest fühlte es sich jedes Mal so an, wenn sie den Blick senkte und die leere Stelle sah, wo in den vergangenen zwölf Jahren ihr Ehering gewesen war. Und obwohl sie ihn bereits vor drei Monaten abgestreift hatte, fünf Wochen nachdem Eric verkündet hatte, dass er gehen würde und den Papierkram so rasch wie möglich erledigt haben wollte, verblüffte es sie manchmal noch immer, diese Abwesenheit von etwas, von dem sie gedacht hatte, sie würde es für immer behalten. Aber andererseits gab es viele Dinge, von denen sie gedacht hatte, sie könne sich auf sie verlassen.

»Danke, dass du das cool aufnimmst«, meinte Eric, während er den letzten Pappkarton mit ihren gemeinsamen Habseligkeiten in die kleine Zweizimmerwohnung trug, in die Liv gezogen war, nachdem sie sich getrennt hatten. Es war seltsam, ihn hier zu haben, wo er Raum ausfüllte, der ihm nie gehören würde. Ein Teil von ihr wollte ihn anschreien, er solle verschwinden, aber ein anderer, ein Teil, für den sie sich zutiefst schämte, wollte ihn anflehen zu bleiben. Das Tempo, in dem ihre Ehe zerbrochen war, hatte bei Liv das Gefühl hinterlassen, der Boden hätte sich unter ihr aufgetan.

»Cool?«, wiederholte sie, während er sich in der Wohnung umsah, die sie mit Möbeln gefüllt hatte, die sie und Eric sich früher geteilt hatten.

Sein Blick verharrte auf dem Antikledersofa, das den Raum verankerte, und sie fragte sich, ob er so wie sie an den Tag zurückdachte, an dem sie es gekauft hatten. An die Art, wie sie sich wegen der Ausgabe gestritten hatten, und wie sie sich danach in die unnachgiebigen Kissen hatten fallen lassen, um sich

zu versöhnen, verschwitzt und ineinander verheddert. Aber vielleicht dachte er auch einfach nur, dass er froh war, einen Neuanfang machen zu können, ohne sich von irgendeinem ihrer gemeinsam gekauften Gegenstände sein neues Leben beeinträchtigen zu lassen.

Sein Blick kehrte zu ihr zurück. »Ich wollte nur sagen, ich weiß, dass es nicht leicht war.« Er arrangierte sein Gesicht zu einer Maske düsteren Mitgefühls, und Liv verspürte einen Anflug von Ärger. Aber das war immer noch besser als die Traurigkeit, die in ihr herumgewirbelt war wie ein Sturm, seit sie an diesem Morgen die Scheidungspapiere offiziell unterzeichnet hatten. »Es tut mir wirklich leid, wie alles gekommen ist, Liv, aber wir wollten einfach verschiedene Dinge.«

Alles, was Liv zustande brachte, war ein unverbindliches »Mmmm«.

»Ich will wirklich nur dein Bestes. Das weißt du doch, oder? Ich werde mich immer um dich sorgen.«

»Nur nicht so sehr, wie du dich um dich selbst sorgst«, konnte sich Liv nicht verkneifen zu sagen. »Oder um deine neue Freundin.«

Eric seufzte. »Sei nicht wütend, Liv.« Er stellte den Karton auf den Boden und klopfte sich die Hände ab. »Ich würde mir wünschen, dass wir eines Tages vielleicht sogar Freunde sein können.«

Liv schnaubte spöttisch. Für eine Sekunde verrutschte Erics teilnahmsvolle Miene, und seine Stirn furchte sich verärgert und gewährte Liv einen Blick auf den Mann, der, wie sie jetzt wusste, unter der sorgfältig gepflegten Fassade lauerte, den Mann, der ihr die Schuld an allem gab, was zwischen ihnen schiefgelaufen war. Liv hatte sich ein Baby gewünscht, hatte eine Familie gründen wollen, und Eric schien gern bereit, es zu versuchen. Aber dann, nach über einem Jahr voller Enttäuschungen, war bei ihr ein vorzeitiges Eierstockversagen diagnostiziert worden. Sie hatten es mit drei Runden künstlicher Befruchtung mithilfe von Eizellspenden versucht, bevor Eric überraschend verkündet hatte, er sei fertig – fertig damit, zu

versuchen, ein Baby zu bekommen, fertig damit, zu versuchen, Livs Traurigkeit zu verstehen, fertig mit ihrer Ehe. Und natürlich hatte Liv später herausgefunden, dass er zu der Zeit bereits etwas mit einer Vierundzwanzigjährigen namens Anemone angefangen hatte, einer der Verwaltungsassistentinnen der Bergman Restaurant Group, dem Unternehmen, das er managte. »Freunde, ach ja?«, erwiderte Liv schließlich. »Na klar. Vielleicht können du und ich und deine neue Freundin uns zu einem wöchentlichen Dinnerdate treffen. Das klingt doch gemütlich.«

»Liv, ich weiß, dass du wütend bist. Aber das hier ist nicht Anemones Schuld. Wir beide haben uns einfach auseinandergelebt. Es war uns nicht bestimmt, noch länger zusammen zu sein.«

»Und dir war es bestimmt, mit einer Millennial-Veganerin zusammen zu sein, deren Hippie-Eltern sie nach einer Qualenart benannt haben?«

»Eine Anemone ist ein Seepolyp, um genau zu sein«, korrigierte Eric sie, ohne ihren Blick zu erwidern. Er zuckte in entnervter Hilflosigkeit die Schultern. »Was soll ich sagen, Liv? Sie versteht mich.«

»Was genau versteht sie? Dass du ein absolutes Klischee bist? Dass du die wandelnde Verkörperung einer Midlife-Crisis bist? Dass du Anemone eines Tages, wenn du sie satthast, ebenfalls sitzen lassen wirst?«

Eric seufzte, und Liv sah Mitleid in seinen Augen, sodass sie sich gleich noch schlechter fühlte. »Liv, sei ehrlich. Hast du mich überhaupt noch geliebt, als wir uns getrennt haben?«

Sie gab keine Antwort, denn wie könnte sie ihm erklären, dass sie ihn für immer geliebt hätte, wenn er ihr nur die Chance dazu gegeben hätte? Denn so sollte man zu den Leuten sein, denen man sein Leben versprach. Es war nur so, dass sie ihn zum Ende hin nicht mehr besonders *gemocht* hatte. Aber sie war gewillt gewesen, an ihrer Beziehung zu arbeiten, zu versuchen, zurück zu den Menschen zu finden, die sie beide einmal gewesen waren. Ihre eigenen Eltern hatten diese Chance nie

bekommen; ihr Vater war gestorben, als Liv noch ein Baby war, und ihre Mutter war seitdem ständig von einer Beziehung zur nächsten geschlittert. Liv hatte sich immer geschworen, dass ihr Leben anders verlaufen würde. Aber vielleicht waren wir alle dazu verdammt, die Fehler derjenigen zu wiederholen, die vor uns kamen, selbst wenn wir es besser wussten.

Die Sache war: Eric hatte recht. Sie gehörten nicht zusammen. Vielleicht hatten sie es nie getan. Und getrennte Wege zu gehen war vielleicht das Beste, was sie tun konnten. Aber es war trotzdem, als hätte er sie im Stich gelassen, als sie ihn am dringendsten brauchte.

Als sich das Schweigen allzu lange hinzog, ergriff Eric wieder das Wort. »Und, was wirst du jetzt tun? Willst du dich wieder dort draußen ins Heer der Erwerbstätigen einreihen? Du weißt, dass du mich jederzeit um ein Empfehlungsschreiben bitten kannst, wenn du eines brauchst.«

Liv biss sich auf die Lippe; sie hasste ihn ein klein wenig für die Art, wie er sie ansah – als ob sie bemitleidenswert wäre. Vor einem Jahr hatte er vorgeschlagen, dass sie ihren Job als stellvertretende Marketingchefin bei Bergman aufgeben sollte, dem Unternehmen, bei dem sie sich fünfzehn Jahre zuvor kennengelernt hatten. Eineinhalb Jahrzehnte hatten sie Seite an Seite gearbeitet; er war in der Finanzabteilung aufgestiegen, während sie an die Spitze der Marketingabteilung gelangte. Sie waren das perfekte Powerpaar gewesen – bis sie es irgendwann nicht mehr waren.

Hör zu, wenn wir es ein drittes Mal mit der künstlichen Befruchtung versuchen, solltest du vielleicht einfach zu Hause bleiben und dich nur noch darauf konzentrieren, hatte er im letzten Juni gesagt. *Außerdem, sobald das Baby da ist, wirst du dir doch sowieso eine Auszeit nehmen wollen, oder?* Sie hatte widerstrebend eingewilligt, aber jetzt sah sie, dass es ein Fehler gewesen war, seinen Rat zu befolgen – dass es sein erster Schritt gewesen war, um sie aus ihrem eigenen Leben zu drängen. Die Folge war, dass sie, als der Boden unter ihr wegbrach, nichts mehr hatte – kein Kind, keinen Ehemann, keinen Job, keine Erspar-

nisse. Sie hing völlig in der Luft. »Ich werde schon eine Lösung finden«, murmelte sie.

»Wenigstens hast du in der Zwischenzeit deine Großmutter.« Erics Lippen zuckten. »Sie wird dir doch sicher helfen, oder?«

»Sie war sehr großzügig«, erwiderte Liv steif. »Ich glaube, ihr ist bewusst, dass sie mir einen schlechten Rat erteilt hat.« Es war Grandma Edith – die in Paris lebende exzentrische, wohlhabende Mutter ihres Vaters – gewesen, die auf einem Ehevertrag bestanden hatte, bevor Liv Eric heiratete – einem Vertrag, nach dem, wenn die Ehe endete, keiner Anspruch auf irgendetwas aus dem Besitz des jeweils anderen hatte. Offenbar sollte er verhindern, dass Eric in die Finger bekam, was eines Tages Livs Erbe sein würde, aber da Grandma Edith noch immer lebte und Eric inzwischen im mittleren sechsstelligen Bereich verdiente, während Liv arbeitslos war, schien dieses Dokument jetzt ein Riesenfehler zu sein. Wenigstens hatte Grandma Edith angeboten, die Kosten für Livs Wohnung zu übernehmen, während die sich über ihr Leben klar wurde, aber Liv fühlte sich schon schuldig genug, dieses Geld anzunehmen, auch ohne dass Eric es ihr unter die Nase rieb.

»Und doch war sie sich damals so sicher.« Er gackerte. »Wie auch immer, Liv, ich muss zurück ins Büro. Aber gib mir Bescheid, wenn du irgendetwas brauchst, okay? Ich nehme an, wir sehen uns.«

Er wartete keine Antwort ab und ging ohne einen Blick zurück, und als Liv die Tür hinter ihm schloss, hatte sie das Gefühl, dass sie endlich die Vergangenheit aussperrte und in eine unsichere Zukunft trat.

Eine Stunde später hatte Liv endlich den Mut aufgebracht, den letzten Karton, den Eric ihr gebracht hatte, zu öffnen. Als sie das Klebeband aufschnitt, die Laschen anhub und sah, dass er ihr Hochzeitsalbum und zwei Schuhkartons mit Fotos aus ihrem gemeinsamen Leben enthielt, fühlte sie sich, als hätte sie einen Schlag in die Magengrube bekommen. Fotos, die Eric offensichtlich nichts mehr bedeuteten. Sie blätterte die zuoberst

liegenden durch – Bilder von ihrer Hochzeitsreise, wo sie und Eric an einem Strand auf Maui Kokosnussdrinks in den Händen hielten und sich anstrahlten –, dann stopfte sie sie wieder in den Karton und wich zurück, als könnte allein ihre Nähe sie schon verletzen.

Es klopfte hart an der Tür, und Liv sah auf. Sie erwartete niemanden, und ihre neue Adresse hatte sie nur wenigen Leuten gegeben. Ihre einzigen Freundinnen während ihrer Ehe mit Eric waren ihre Kolleginnen bei Bergman gewesen, und als sie den Job letztes Jahr aufgegeben hatte, war keine von ihnen mit ihr in Kontakt geblieben, was ihr Gefühl, aus ihrem eigenen Leben ausgelöscht zu werden, nur verstärkt hatte. War Eric zurückgekommen, um noch einen Karton voller Erinnerungen loszuwerden? Sie spielte mit dem Gedanken, nicht zu öffnen, da sie ihm nicht noch einmal gegenübertreten wollte, aber dann klopfte es wieder, lauter und beharrlicher diesmal.

Als sie aufstand und durch den Türspion äugte, musste sie ein paarmal blinzeln, um zu begreifen, was sie sah. Dort, in dem matt erhellten Flur, stand ihre neunundneunzig Jahre alte, unglaublich rüstige Großmutter, die weißen Haare zu einem tadellosen Knoten gebunden, das graue Chanel-Tweedjackett perfekt geschneidert, die schwarze Hose einwandfrei im Sitz. »Grandma Edith?«, fragte Liv ungläubig, während sie die Tür öffnete.

Die alte Frau kniff die Lippen zusammen, und ihre nachgezogenen Augenbrauen furchten sich. »Also wirklich, Olivia, ist das die Art, wie du dich kleidest, wenn ich nicht hier bin, um dich zu beaufsichtigen?« In Grandma Ediths weichen französischen Akzent verpackt klang der Seitenhieb fast höflich. »Habe ich dir das nicht besser beigebracht?«

»Ich, ähm, habe dich nicht erwartet.« Liv sah an sich herunter auf die zerschlissene Jeans und das ausgeleierte Sweatshirt, in die sie geschlüpft war, nachdem Eric gegangen war. Genau die richtige Kleidung zum Trübsalblasen. »Hätte ich dich erwarten *sollen*?«

»Na ja, ich bin hier, oder?«

»Aber ... was tust du denn in New York?« Als Liv das letzte Mal mit ihr gesprochen hatte – drei Tage zuvor, als Grandma Edith anrief, um sie rundheraus zu fragen, wann die Scheidung durch sein würde –, war von einem Transatlantiktrip von Paris hierher keine Rede gewesen. Angesichts Grandma Ediths Alter wäre ein Flug nach New York doch zumindest eine Erwähnung wert gewesen.

»Ich bin natürlich gekommen, um dich zu holen. Willst du mich nicht hereinbitten? Ich brauche dringend einen Martini. Und sag mir bloß nicht, du hast keinen Gin da. Ich müsste dich auf der Stelle enterben.«

»Ähm, nein«, antwortete Liv. »Ich habe Gin da.« Zögernd trat sie zur Seite und sah zu, wie Grandma Edith an ihr vorbeirauschte. Einen Moment lang fragte sie sich, warum sie sich nie umarmten wie normale Leute.

»D'accord. Hast du Blauschimmelkäse-Oliven zur Hand?«, fragte Grandma Edith über die Schulter hinweg, während Liv ihr in die Wohnung folgte. Erst jetzt bemerkte Liv, dass Grandma Edith nichts bei sich hatte bis auf ihre übliche Kelly-Tasche.

»Wo ist denn dein Gepäck, Grandma Edith?«

Die ältere Frau ignorierte sie. »Zur Not würde ich sogar eine Knoblauch-Olive nehmen.«

»Ähm, ich glaube, ich habe nur die normalen da.«

Grandma Edith rümpfte die Nase, schien sich aber damit abzufinden, während sie es sich auf Livs Wohnzimmercouch bequem machte.

Liv schwieg, während sie den Lieblingsdrink ihrer Großmutter zubereitete, eine Aufgabe, die ihr zugefallen war, seit sie neun war. Eine anständige Portion Gin, ein Schuss trockener Wermut, ein paar Tropfen Olivensaft, mit Eis geschüttelt und dann gefiltert.

»Du solltest das Glas vorher wirklich kühlen, Olivia«, sagte Grandma Edith anstelle eines Danks, als Liv ihr den Drink reichte. »Nimmst du selbst keinen?«

»Es ist zwei Uhr nachmittags, Grandma Edith. Und ich versuche noch immer zu verstehen, was du hier eigentlich tust.«

Die ältere Frau schüttelte den Kopf. »Im Ernst, Liv, musst du so verkrampt sein?« Sie nahm einen großen Schluck. »Na schön. Wenn du es unbedingt wissen musst, ich bin hier, weil heute der Tag ist, an dem du offiziell frei von diesem seelentötenden *salaud* bist. Ich sage ja nur ungern, ich hab's ja gleich gewusst, aber ...«

»Das heißt, du bist hier, um zu frohlocken.«

Grandma Edith nahm noch einen Schluck von ihrem Martini, und Liv bemerkte flüchtig, dass die Hand ihrer Großmutter zitterte. »Das bin ich mit Sicherheit nicht«, erwiderte sie. »Ich bin gekommen, um dir zu helfen, deine Taschen zu packen.«

»Meine Taschen zu packen?«

Grandma Edith seufzte theatralisch auf, erhob sich und winkte Liv zum Schlafzimmer. »Na los, jetzt komm endlich! Wir sind schon spät dran.«

»Wofür?«

»Für unseren Flug.«

Liv starrte sie nur an.

»Genug Trübsal geblasen, Olivia. Unser Flug geht in viereinhalb Stunden, und du weißt doch, wie die Security am JFK ist.«

»Grandma Edith, wovon in aller Welt redest du denn?«

»Jetzt mach schon, Liebes.« Grandma Edith verdrehte die Augen und leerte den Rest ihres Martinis. »Wir reisen nach Paris, natürlich.«



INÈS

Die Keller unter dem Chauveau-Anwesen waren dunkel, nasskalt und feucht. Die gewölbten Backsteinwände, in weiche Kreide und Kalk gehauen, hielten die Feuchtigkeit, so wie immer, seit Michels Urgroßvater sieben Jahrzehnte zuvor begonnen hatte, sie zu errichten. Daher waren sie der ideale Ort, um Champagnerflaschen ruhen zu lassen, während sie zu etwas Großartigem heranreifen.

Inès wusste es, da Michel ihr die Geschichte des Familienanwesens erzählt hatte, als er vor eineinhalb Jahren begonnen hatte, sie zu umwerben. Die Vorfahren seines Vaters waren seit dem sechzehnten Jahrhundert *vignerons*, Weinbauern, aber erst seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert hatten sie mit dem Gedanken gespielt, ihren eigenen Wein herzustellen. In den nahe gelegenen Städten Reims und Épernay und selbst in der Gemeinde Aÿ verdienten riesige Champagnerhäuser ein Vermögen, während die Erzeuger in den kleinen Dörfern noch immer wie Kleinbauern lebten. Als Michels Urgroßvater im Jahr 1839 die Tochter eines Textilindustriellen heiratete, war endlich etwas Geld da, um Gerätschaften und Zubehör zu kaufen.

Das Geschäft war nur langsam gewachsen und fast zum Erliegen gekommen, als Michels exzentrischer Urgroßvater es sich in den Kopf setzte, unter ihrem Anwesen ein Geflecht von Kellern anzulegen, das sich mit den aus Kreide gehauenen *crayères* der großen Häuser von Reims messen lassen können sollte. Die Tunnel, die er seit den 1870er-Jahren gebaut hatte, waren so verschlungen und komplex, dass Inès sich in ihrer ersten Woche auf Maison Chauveau einmal stundenlang unter der Erde

verirrt hatte, eine Furcht einflößende Folter. Michel hatte sie erst lange nach Einbruch der Dunkelheit gefunden.

»Die Tunnel erstrecken sich über viele Kilometer und sind durchaus verwirrend«, hatte er einer schluchzenden Inès erklärt, während er sie in die Abendluft hinausführte. »Sei unbesorgt, mein Schatz. Du wirst es schon noch lernen.« Natürlich kannte Michel jeden Zentimeter des Labyrinths in- und auswendig. Als Junge hatte er in den verwinkelten Höhlen Verstecken gespielt, hatte seinen Namen neben die seiner Vorfahren in die Kreidebereiche der Wände geritzt, hatte dort gekauert, während die Bomben des Ersten Weltkriegs die Erde über ihnen verwüsteten.

Aber selbst ein Jahr nach jener ersten beängstigenden Erfahrung hatte sich Inès noch immer nicht an die dunkle Stille gewöhnt, an die Art, wie die reifenden Flaschen die Keller ausfüllten wie schweigende kleine Särge. Sie hatte sich nicht an die ständige Kälte gewöhnt, als ob die Jahreszeiten über der Erde hier aufhörten zu existieren, und an die Art, wie der Wind manchmal um den Haupteingang der Keller heulte, ein Geräusch, das sie an die Gespenster und Wölfe in Märchen erinnerte.

Das hier sollte ein Märchen sein, dachte Inès mit einem Anflug von Bedauern, als sie jetzt innehielt, um ihre pochenden Schultern zu reiben. Als sie Michel damals, im November 1938, kennenlernte, schienen sie ein perfektes Paar zu sein. Er war entzückt von ihrer Jugend und ihrem Optimismus, sie war ebenso hingerissen von seiner Bodenständigkeit, seiner Weisheit und der faszinierenden Tätigkeit, einen Champagner herzustellen, den jeder in Frankreich kannte. Es war ihr alles so magisch erschienen. Wer hätte gedacht, dass sie nur siebzehn Monate später Arbeitsstiefel tragen und zwanzig Kilo schwere Kisten mit Wein in den geheimen Kellerraum schleppen würde, den Michels Eltern im Ersten Weltkrieg angelegt hatten, um ihre Wertsachen zu verstecken?

Es war eine geniale Anlage, und als Michel sie Inès zum ersten Mal zeigte, kurz nachdem Frankreich Hitlerdeutschland im

September den Krieg erklärt hatte, stand ihr vor Staunen der Mund offen. Nie hätte sie vermutet, dass sich hinter einer scheinbar undurchdringlichen Wand ein riesiger Lagerkeller verbarg. Eine versteckte Tür schwang in einer Angel, hinter Backsteinen verborgen, nach außen auf, und wenn sie geschlossen war, sah es aus, als sei sie ein Teil des jahrzehntealten Tunnels aus Stein und Kreide. Es gab sogar eine eigens dafür angefertigte Madonna, die den Anschein erwecken sollte, als hätte sie ihren festen Platz davor, obwohl die Statue der Jungfrau Maria täuschend leicht zu bewegen war. Das wusste Inès, da sie es an diesem Morgen selbst tun musste, um sich Zugang zu dem Versteck zu verschaffen, wo sie seit Monaten nach und nach immer mehr Flaschen verbargen.

Allein in den Kellern, während ihre Arme und ihr Rücken schmerzten, überkam sie auf einmal eine düstere Vorahnung. Im Januar, während sie in einer stürmischen Nacht zusammen im Bett gelegen hatten und der Wind draußen gegen die Weinreben peitschte, hatte Michel ein schreckliches Jahr für die Champagne prophezeit – eine schlechte Ernte, einen Schatten, der sich über ihre ganze Region legen würde. Inès hatte gedacht, er sei nur ein Pessimist, aber jetzt, nachdem die Deutschen die Grenze zu Frankreich überschritten hatten, fragte sie sich, ob er nicht doch mit allem recht hatte – wie üblich. Auch wenn sie seinen Intellekt respektierte, konnte seine Unfehlbarkeit mitunter erdrückend sein. Sie ließ Inès keinen Raum für Gedanken oder Meinungen, die von seinen abwichen.

»Inès? Bist du hier?« Eine Stimme hallte die schmale steinerne Treppe vom Haupteingang zu den Kellern hinunter. Der Eingang befand sich hinter einer Holztür, die in eine Steinmauer hinter dem Château eingelassen war, in dem Michel und Inès lebten. Inès schloss für einen Moment die Augen. Es war Céline, die Ehefrau von Michels Kellermeister Théo Laurent. »Michel hat gesagt, du würdest vielleicht Hilfe benötigen.«

»Ja, ich bin hier!«, rief sie zurück, um einen freundlichen Ton bemüht. Sie kratzte sich am linken Unterarm, eine Angewohnheit aus ihrer Kindheit. Ihre Mutter hatte versucht, sie ihr abzu-

gewöhnen, hatte erklärt, es sei nicht damenhaft, und die leuchtend roten Striemen, die ihre Fingernägel hinterließen, seien unvorteilhaft und ein Zeichen von Unreife. Trotzdem verfiel Inès noch immer jedes Mal in diese nervöse Eigenart, wenn sie angespannt war. »Ich wollte eben noch einmal in den Keller, in dem die letzten Achtundzwanziger lagern.«

»*C'est bon*. Ich bin gleich bei dir.« Sie konnte schwere Schritte auf der Treppe hören; Céline hatte ihre eleganten Halbschuhe schon vor Monaten abgelegt, als das Marnegebiet seiner Männer beraubt wurde, und trug jetzt fast jeden Tag Arbeitsstiefel. Sie war kräftiger als Inès, auch selbstbewusster, und neben ihr fühlte sie sich oft wie ein unerfahrenes kleines Mädchen, obwohl zwischen ihnen nur ein Jahr Altersunterschied lag.

Inès versuchte, ebenfalls mit anzupacken, aber sie besaß nicht das gleiche Geschick wie Céline und stand oft nur hilflos daneben. Inès besaß keinen Gaumen für die Verkostung, obwohl sie sich Mühe gab, kein Talent dafür, die verschnittenen Weine abzufüllen, und kein Geschick dabei, die Flaschen in Regale zu räumen. Sie nahm an, dass die anderen sie einfach nur für faul hielten, aber tatsächlich war sie zögerlich und unsicher, und jedes Mal, wenn sie eine Flasche zerbrach, verlor sie ein bisschen mehr Selbstvertrauen. Sie war zu nichts zu gebrauchen.

Die Ironie dabei war, dass Michel sie noch vor gar nicht langer Zeit genau so hatte haben wollen. Als er ihr eineinhalb Jahre zuvor einen Heiratsantrag gemacht hatte, hatte er gesagt, er würde für sie sorgen und wolle nicht, dass sie auch nur einen Finger krümme.

»Aber ich helfe gern mit, weißt du«, hatte sie zu erklären versucht.

»Es ist jetzt meine Verantwortung, für dich zu sorgen«, hatte Michel erwidert, ihr Kinn dabei sanft mit einer schwieligen Hand umfasst und ihr in die Augen gesehen. »Du wirst nicht arbeiten müssen.«

»Aber ...«

»Bitte, meine Liebe«, hatte er ihr das Wort abgeschnitten.

»Mein Vater musste meine Mutter nie bitten, sich mit der Champagnerherstellung zu befassen, und ich will dich auch nicht darum bitten. Du wirst jetzt die Dame des Hauses sein.«

Doch dann war in jenem September der Krieg erklärt worden, und die Mobilmachung hatte ihnen ihre Arbeitskräfte genommen. Allmählich hatte Michel einen anderen Ton angeschlagen, hatte sie anfangs unter gemurmelten Entschuldigungen gebeten, kleinere Arbeiten zu erledigen. Sie nutzte jede Gelegenheit, um ihm zu versichern, dass sie wirklich mit anpacken wollte. Aber als der Herbst in den Winter überging und der Arbeitskräftemangel langsam seinen Tribut von ihrem Produktionszeitplan forderte, hatte er sie angefleht, immer mehr Aufgaben zu übernehmen. Sie gab sich Mühe, zu tun, was er wollte, aber oft gab es dabei eine Lernkurve, und im Laufe der Monate konnte sie immer deutlicher spüren, wie enttäuscht er von ihr war.

Jetzt setzte sie ein Lächeln auf, als Céline um die Ecke bog. Selbst in verwaschenen Hosen und schlammigen Stiefeln war Céline wunderschön, was Inès ärgerte, obwohl sie wusste, dass es irrational war. Aber dann betrachtete Inès die andere Frau etwas genauer, und selbst im Dunkeln konnte sie sehen, dass Célines Augen rot umrandet waren.

»Geht es dir gut?«, fragte Inès.

Céline senkte prompt den Kopf, verbarg ihr Gesicht hinter einem Vorhang langer brauner Haare. »Oh, ja, alles bestens.«

»Aber du hast geweint.« Inès wusste, dass es taktlos war, aber es erschien ihr einfach nicht fair, dass Céline so tat, als sei alles in bester Ordnung, während über ihren Köpfen alles zusammenbrach. Andererseits waren die beiden Frauen in dem Jahr, seit Inès Michel geheiratet hatte, nie wirklich Freundinnen geworden, obwohl Inès es versucht hatte. Céline war still und ernst und lief immer mit einem Stirnrunzeln herum, während sich Inès alle Mühe gab, die Lage positiv zu sehen. Einen Monat nach Inès' Ankunft auf Maison Chauveau hatte sie gehört, wie Céline Théo zuflüsterte, Inès' ständiger Optimismus ginge ihr gegen den Strich, da er so unrealistisch sei. Danach hatte Inès

wenigstens die entnervten Blicke verstanden, die Céline ihr manchmal zuwarf.

Céline holte schauernd Luft. »Ja, nun ja, ich bin besorgt um meine Familie, Inès.«

»Oh.« Für einen Moment war sie um Worte verlegen. »Ich nehme an, es geht ihnen gut. Ich bin sicher, die Deutschen tun den Zivilisten nichts an.«

Céline machte ein Geräusch irgendwo zwischen Lachen und Schluchzen. »Inès, erinnerst du dich denn nicht, dass meine Familie jüdisch ist?«

»Doch, ja, natürlich.« Die Wahrheit war, dass Inès nicht viel darüber nachdachte. In den letzten Monaten war es ein paar-mal zur Sprache gekommen, wenn es in den Nachrichten Berichte über Massenverhaftungen von Juden in Deutschland gegeben hatte. Célines Vater und seine Familie waren Juden, aber Inès wusste, dass Célines Mutter – die zwei Jahre zuvor gestorben war – katholisch gewesen und Céline überhaupt nicht religiös erzogen worden war. »Aber du darfst dir keine Sorgen machen. Das hier ist schließlich immer noch Frankreich.«

Céline schwieg so lange, dass Inès schon dachte, sie hätte vielleicht keine Antwort. »Meinst du wirklich, das wird noch eine Rolle spielen, wenn die Deutschen hier die Kontrolle haben?«

Inès biss sich auf die Lippe. Céline musste nicht jede Situation so betrachten, als ob sie das Ende der Welt bedeutete. »Man hört nichts davon, dass den Juden hier irgendetwas passiert«, meinte sie zuversichtlich. »Du wirst schon sehen. Es wird alles gut gehen.«

»Na schön.« Ohne ein weiteres Wort wandte sich Céline ab. Inès sah zu, wie sie sich bückte, eine Kiste mit Achtundzwanzigern vom Boden hochhob und den Tunnel hinunter zu dem versteckten Keller stapfte.

Inès schnappte sich selbst eine Kiste und eilte ihr hinterher. Ihr Rücken protestierte, und ihr untrainierter Bizeps brannte. »Aber du bist doch aus der Nähe von Dijon, oder?«

»Ja, gleich südlich davon, Nuits-Saint-Georges.«

»Dann sind dein Vater und deine Großeltern doch viel weiter von den Deutschen entfernt als wir hier, oder?« Inès wusste, dass Dijon rund dreihundert Kilometer südlich der Champagne lag. »Vermutlich sind sie schon auf dem Weg in den Süden.« Michel hatte ihr erklärt, dass Hunderttausende Flüchtlinge die Straßen verstopften, während die Deutschen näher rückten.

»Nein.« Céline sah Inès nicht an, während sie ihre Kiste auf dem Steinboden des versteckten Kellers abstellte. »Mein Vater leitet ein Weingut, und fast alle seine Arbeiter wurden an die Front geschickt. Er hatte das Gefühl, nicht weggehen zu können. Er ist dem Besitzer, der immer gut zu ihm war, treu ergeben, und meine Großeltern haben entschieden, bei ihm zu bleiben.«

»Es wird ihnen sicher gut gehen.«

»Es wird ihnen sicher gut gehen«, wiederholte Céline, aber Inès konnte die Bitterkeit heraushören, die Angst, daher schwieg sie und wandte sich wieder ihren Flaschen zu.

Inès nahm an, dass sie sich auch um ihre Angehörigen sorgen würde, wenn sie noch welche hätte. Aber ihre Eltern waren beide gestorben, als Inès erst sechzehn war – ihr Vater war einem Schlaganfall erlegen und ihre Mutter zwei Monate später einem Herzinfarkt. Sie hatte keine Geschwister, keine entfernten Angehörigen; Inès war ganz allein. Zum Glück hatte die Familie ihrer lieben Freundin Edith sie bei sich aufgenommen, und so hatte Inès wieder ein Zuhause gefunden.

Als Edith sich Anfang 1938 in einen jungen Gastwirt namens Edouard Thierry verliebte, der die Brasserie seiner Familie in Reims geerbt hatte, war es daher nur logisch, dass Inès sie in die Champagne begleiten würde. Sie hatte keinen Grund, in ihrer Heimatstadt Lille zu bleiben, und obwohl sie es Edouard anfangs verübelte, dass er ihr Edith weggenommen hatte, war sie erstaunt und gerührt von seinem Angebot, sie solle mitkommen und mit ihnen in seiner großen Wohnung über der Brasserie leben. *Du bist ihre liebste Freundin*, hatte er feierlich erklärt, während sie sich nach ihrer bescheidenen Hochzeit in der Église Sainte-Marie-Madeleine mit der barocken Kuppel in der

Altstadt von Lille die Augen wischte. *Natürlich wirst du bei uns bleiben, so lange du willst.*

Anfangs hatte sie nicht geglaubt, dass er sie wirklich dort haben wollte, aber er war ein aufrichtig begeisterter Gastgeber gewesen, hatte sie oft bei gesellschaftlichen Anlässen miteinbezogen und manchmal sogar nach ihren Ansichten zum Weltgeschehen gefragt. Hin und wieder hatte er sie sogar hinter der Bar der Brasserie aushelfen lassen, damit sie sich ein bisschen Geld dazuverdienen konnte. Als Edouard eines kalten Abends im Herbst 1938 seinen alten Freund Michel Chauveau zum Essen mit nach Hause brachte und erklärte, Michel sei ein *sehr* begehrter Junggeselle, schien vorbestimmt, dass Inès sich in ihn verlieben würde.

»Oh, Michel sieht so gut aus!«, hatte Edith ausgerufen und in die Hände geklatscht, während Edouard Michel zur Tür brachte und die beiden Frauen allein ließ. »Findest du nicht auch, Inès?«

Inès hatte gelächelt, während ihr Herz noch immer flatterte. »Hast du seine Augen gesehen?« Sie waren von einem durchdringenden Blau, die Art, die genau durch einen hindurchsehen konnte. Er war hochgewachsen und kräftig gebaut, mit sandblondem Haar und scharfen Zügen, und auch wenn sein Anzug ein wenig altmodisch war, stand er ihm gut.

»Seine Augen?«, hatte Edith lachend erwidert. »Mir ist nur aufgefallen, dass sie den ganzen Abend auf dich gerichtet waren, meine liebe Freundin. Und wie könnte er dir auch widerstehen? Du bist wunderschön.«

Edith verstand es, Inès dieses Gefühl zu geben. Diese Art Freundin war sie schon immer gewesen, die Art, die einen aufmunterte, wenn man niedergeschlagen war.

»Kannst du glauben, dass ihm Maison Chauveau gehört?«, ergänzte Edith und zog dabei bedeutungsvoll beide Augenbrauen hoch.

»Und doch war er so bescheiden«, meinte Inès. Er war mit eisgekühlten Flaschen drei verschiedener Chauveau-Jahrgänge gekommen, hatte Inès' Fragen nach seinem Champagner-Im-

perium aber höflich abgewehrt und die Aufmerksamkeit stattdessen wieder auf sie gelenkt, hatte sie nach ihrem Leben in Lille und ihrer Freundschaft mit Edith gefragt und ob sie schon Gelegenheit gehabt habe, Ausflüge in die Champagne zu unternehmen.

Später waren sie und Edith sich einig gewesen, dass er sie tatsächlich um ein Rendezvous gebeten hatte. Genau wie Edouard war er ein paar Jahre älter als Edith und Inès und auch ernster als sie. Inès nahm an, der Grund dafür war, dass er und Edouard beide schon früh in ihre jeweiligen Familienunternehmen gezwungen worden waren; sie hatten mit Anfang zwanzig Verantwortungen übernommen, die Inès sich kaum vorstellen konnte.

»Ich habe mich bislang noch nicht aus Reims hinausgewagt«, hatte Inès erwidert. »Aber ich würde sehr gern einmal die Umgebung sehen.«

»Wirklich?«, lächelte Michel, und Inès' Magen flatterte. In der Woche darauf hatte er sie besucht, und im Frühjahr waren sie verlobt. Sie heirateten in der ersten Maiwoche, denn es gab keinen Grund zu warten; genau wie Inès hatte auch Michel keine lebenden Angehörigen.

Anfangs war ihr alles so blendend erschienen. Inès war die junge Ehefrau des Besitzers eines renommierten Champagnerhauses! Sie würde inmitten wogender Weinberge leben! Sie würde jeden Abend Champus trinken!

Aber die Realität sah völlig anders aus. Sobald Inès und Michel verheiratet waren, fuhren sie nur noch selten nach Reims; die malerische Landschaft wurde nach einer Weile banal, und selbst die allabendliche Flasche, die sie zum Essen öffneten, erschien ihr allmählich eintönig.

Aber das größte Problem war, dass Inès Edith nicht mehr hatte, um täglich mit ihr zu plaudern, oder auch nur Edouard, um eine Unterhaltung zu führen, jetzt, da sie nicht mehr bei ihnen lebte. Michel war noch in sich gekehrter und ernster, als er während ihrer kurzen Zeit des Werbens zu sein schien, und sie verbrachten oft ganze Mahlzeiten in völligem Schweigen,

während er über Probleme mit dem Produktionszeitplan oder Schwierigkeiten mit Erzeugern nachgrübelte – beides wollte er nicht mit Inès erörtern.

Inès hatte sich vorgestellt, sie und Michel würden oft nach Reims fahren, um ihre Freunde zu treffen, aber obwohl die kleine Stadt mit dem Wagen nur vierzig Minuten von Ville-Domange entfernt war, hätte sie genauso gut in einem anderen Land liegen können. Die Anforderungen der Champagnerherstellung nahmen Michel an den meisten Tagen von früh bis spät in Anspruch, und er wollte nicht, dass Inès ohne ihn den Wagen nahm. Inès war im Grunde gefangen an einem Ort, der sich noch immer nicht wie ein Zuhause anfühlte.

Und obwohl Inès den stämmigen, dunkelhaarigen Théo und seine kräftige, elegante Ehefrau, Céline, bereits bei ihrem ersten Besuch auf Maison Chauveau kennengelernt und gedacht hatte, sie könnten vielleicht Freunde werden, war auch das nicht passiert. Théo war so sehr in seine Arbeit vertieft, dass er manchmal für Wochen verschwinden konnte, während Céline ebenso still und ernst war wie Michel. Je mehr Inès versuchte, über Klatsch und Tratsch oder Neuigkeiten aus der Stadt eine Verbindung zu ihr aufzubauen, desto mehr schien sich Céline zurückzuziehen.

Jetzt, während der Krieg am Horizont heraufzog, fühlte sich Inès abgeschnittener als je zuvor. In den Tiefen der Keller hätten sie und Céline ihre Ängste vor dem, was kommen würde, teilen sollen. Aber stattdessen arbeiteten sie schweigend, und das einzige Geräusch war der leise Aufschlag jeder Kiste, die in ihrem neuen, verborgenen Zuhause landete.